



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Necker, Moritz: Heinrich Steinhausen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

für verpflichtet hielt, alles das einzuladen, was nur irgendeine Berechtigung dazu hatte. Aber die Generale und Regimentskommandeure, die doch Repräsentationskosten bezogen, beschränkten gewöhnlich ihre Einladungen auf die wirklich erste Gesellschaft.

Gab aber der Klub eine Gesellschaft, einen Ball oder dergleichen, so erschienen dort die Damen beider Kreise und wurden vom Präsidenten mit denselben ausgesuchten Höflichkeit und denselben Formen empfangen, begrüßten sich auch gegenseitig und sorgten dafür, daß Fremde allseitig vorgestellt und bekannt gemacht wurden. Später führte aber der Präsident die vornehmste Frau zu Tische, und die Herren suchten sich ihre Tischgenossinnen unter den ihnen näher bekannten Damen. Damit teilten sich aber beide Gesellschaften, um bis zum nächsten Klubball wieder getrennt neben einander herzugehen.



Heinrich Steinhausen.



ft es nicht manchem unsrer Leser auch schon so gegangen, daß ihm der Zufall ein Gedicht, einen Aufsatz, ein Bändchen eines Autors in die Hände spielte, die ihn so interessirten, daß er sich entschloß, alles kennen zu lernen, was von diesem einen Schriftsteller gedruckt worden sei? Im Grunde macht man auf diese Weise seine interessantesten literarischen Bekanntschaften. Es kann geschehen, daß man sich im Verlaufe der weitem Lektüre enttäuscht fühlt, daß der Zufall uns gerade das Beste zuerst geboten hatte, gerade das, was die Originalität und Eigentümlichkeit des Autors am meisten bekundete und deshalb auch so anzog; es kann aber auch das Gegenteil eintreten. In jedem Falle aber greift man neugierig nach einem Buche, welches den Namen des Autors trägt, zu dem man unversehens ein persönliches Verhältnis gewonnen hat: man ärgert oder freut sich über ihn, läßt sich überraschen oder hat es schon vorausgesehen — in keinem Falle aber läßt man etwas ungelesen, was er geschrieben hat.

So ist es mir mit Heinrich Steinhausen ergangen, und da er in der That ein merkwürdiger Autor ist, so will ich auch meine Geschichte erzählen. Der Zufall, wie gesagt, und nicht die zahlreichen Inserate des Verlegers seiner „Zmela“ um die vorige Weihnachtszeit, erweckte mein Interesse für ihn. Da kamen mir vor einiger Zeit zwei dünne, schon mehrere Jahre alte Broschüren in die Hand: „Zufällige Herzenserleichterungen eines einsamen Kunst- und Literaturfreundes, herausgegeben von Heinrich Steinhausen.“ Solche Herzenserleich-

terungen, muß ich gestehen, haben auf mich stets eine eigne Anziehungskraft. Was an der heutigen Kritik so sehr zu vermiffen ist, scheint mir die starke und originale Subjektivität des Kritikers. Es ist garnicht zu sagen, wie langweilig und in Wahrheit doch auch recht unfruchtbar alle jene Kritiken sind, die sich auf den hohen Thron der sogenannten Objektivität oder des historischen Standpunktes oder der wissenschaftlichen Parteilosigkeit setzen. Ich meine natürlich nicht jene Subjektivität, welche aus der guten Freundschaft mit dem betreffenden Künstler oder Dichter entsteht, oder gar der Disziplin der Clique, die weithin die Parole ausgiebt für eine neue Erscheinung, ihr Dasein verdankt. Nein, jene Subjektivität meine ich, welche stark fühlenden, energischen Naturen eigen ist, die mit ihrer ganzen Seele den Eindruck eines neuen Kunstwerkes als ein Erlebnis in sich aufnehmen, die mächtig gegen die Außenwelt reagiren, denen die Anschauung eines neuen Gemäldes, die Lektüre einer neuen Dichtung zur abscheulichen Qual oder zur höchsten Freude wird, und die den Mut und die Begabung haben, sich auch demgemäß rückhaltlos zu äußern. Das sind die wahren und berechtigt subjektiven Kritiker: sie tragen ein positives künstlerisches oder literarisches oder wissenschaftliches Ideal im Herzen, und ihnen allein kann der Ehrentitel der „produktiven Kritik“ zugesprochen werden. Die Satire z. B. hat nur in einer solchen Anlage ihre Quelle — und wie willkommen müßte heutzutage ein Satiriker sein! wieviel Stoff zum Angriff häufen die Narren und Spekulanten, die Streber und Ideologen in Kunst und Literatur für seine Angriffe auf! Dennoch ist heute alles merkwürdig zahm, die Kameraderie beherrscht alles, man bewundert sich gegenseitig, um sich nicht die — Honorare zu schädigen.

Also schon der Titel „Herzenserleichterungen“ gefiel mir, mehr noch aber der Inhalt. Die erste Broschüre*) richtet sich gegen die ägyptischen Romane des Herrn Professor Georg Ebers und weist an dem Beispiele der „Schwestern“ das Angereimte dieser historischen Poesie nach, welche ausdrücklich auf urkundlichen Forschungen aufgebaut zu sein vorgiebt und doch nur moderne Anschauungen und Empfindungen einer fernen Vergangenheit unterschiebt — „Memphis in Leipzig“! Die Kritik, welche Steinhausen an dem Romane vom historisch-realistischen, sittlichen und stilistischen Standpunkte übt, ist wahrhaft vernichtend. Wie feinsinnig und treffend sind aber auch Steinhausens allgemeine Bemerkungen über das Verhältnis von Poesie und Historie! „Es giebt für die Menschheit so gut wie für die Einzelnen eine doppelte Vergangenheit: eine, die wirklich war, und eine, wie sie in jener und dieser fortlebt. Wir verlegen das Bessere, was uns fehlt, ebenso gern zurück in Zeiten, welche waren, als wir zukünftigen vertrauen, daß sie unsern verhagelten, vertrockneten oder erfrorenen Freudenblüten

*) Memphis in Leipzig oder G. Ebers und seine „Schwestern.“ Herausgegeben von H. Steinhausen. Dritte Auflage. Frankfurt a. M., 1880.

oder Fruchtknospen noch einmal ihren Mai bringen werden und ihre Sonne — wenn nicht hier, doch jenseits des Grabes. . . . So sag' ich, ist's mit der Erinnerung der Menschheit auch. Wir stellen uns unsre Vorfahren nicht bloß leiblich größer vor, als wir sind, ohne daß wir's beweisen können, daß sie's wirklich waren; sondern die Zeiten, darinnen sie lebten, und ihre Helden stehen auch sonst höher und herrlicher vor uns als die gegenwärtigen, und das Drama der Weltgeschichte (sein Ende weiß der Herr allein) scheint uns, je früher die Akte sich abspielten, desto großartiger. Mit Ehrfurcht erfüllen uns schon die Worte: »Alttertum« und »die Alten,« und wenn wir auch bei näherer Überlegung einsehen müssen, daß vergangne Zeiten, auch solche, welche vom Nebel der Jahrtausende umwoben werden, ihre Glendigkeiten und Zämmerlichkeiten gehabt haben mögen so gut wie die unsrigen, und daß je und je die Helden der Geschichte, zu welchen wir mit Bewunderung aufblicken, die Kette täglicher Verdrießlichkeiten und widriger, lächerlicher Zufälle hinter sich hergeschleppt haben, wie wir alle — so achten wir doch hierauf nicht und lassen uns höchstens etliche Schwächen und Muttermäler an ihnen gefallen, um ihre Vorzüge desto lebhafter zu empfinden. Darum thun uns die Geschichtschreiber wahrlich keinen Gefallen, welche uns beweisen, daß schon vor Jahrtausenden dasselbe Wirrsal der Parteien, dieselben Kämpfe der berechnenden Klugheit mit List und Macht das Getriebe des Lebens bewegt haben, kurz, welche uns die Vergangenheit ganz in demselben Lichte zeigen, in welchem uns oft das Jetzt so häßlich erscheint, und am allerwenigsten mögen wir uns von den Dichtern das Angesicht der noch jüngern Menschheit so zeigen lassen. Denn, und hier komm' ich auf die Hauptsache, vorab hat's alle Poesie doch mit dem Überzeitlichen und Ewigmenschlichen zu thun, und bestimmte Zeiten, aus denen sie ihre Gestalten und Stoffe nimmt, sind nur Hülle und Kleid für ihren unvergänglichen Inhalt. . . . Somit ist unser so reichlich vermehrtes historisches Wissen (ja nicht zu verwechseln mit historischem Sinn) noch nicht zugleich ein Gewinn für unsre Kunst und Poesie. Es nützt den Malern nichts, ihre Figuren jedesmal genau in das Kostüm stecken zu können, welches man zu ihren Zeiten wirklich getragen hat, oder wer fragt darnach, wie Abrahams, oder Moses', oder Paulus' Röcke oder Schuhe zc. ausgesehen haben mögen — und es nützt den Dichtern nichts, daß sie anzugeben verstehen, wie die Leute vergangner Zeiten, von denen sie sagen und singen, gewohnt, gegessen, getrunken, kurz alle diese notwendigen Dinge des Lebens getrieben haben, welche ja (leider!) einen so breiten Raum in unsern kurzen Tagen einnehmen und freilich von so großer Wichtigkeit für uns sind, aber für die dichtende Verwertung der Geschichte von so geringer.“

Reicher noch an positiv wertvollen Gedanken und einen größern Kreis von Erscheinungen des öffentlichen Lebens umfassend ist das zweite Heft der „Herzenserleichterungen“ (Leipzig, 1882). Hier richtet sich die Satire gegen die politischen Wahlumtriebe, gegen die Poesie in Zeitschriften, gegen die Kunstaus-

stellungen, gegen den ganzen Apparat der öffentlichen Kunstpflege; jeder Verständige muß an den humorvollen „Erleichterungen“ des einsamen Kunstfreundes seine wahre Freude haben. Was die Journalpoesie anlangt, so kommt er, nachdem er sie gründlich durchgenossen hat, zu folgendem Entschlusse: „Alle Welt wohnt jetzt in Tapetenstuben; soll ich meinen Gästen und mir ihrer nicht auch gönnen? Schon sind sämtliche Wände unterklebt. Die Journale von großem Format haben sich besonders bewährt. Schneide nie ein so brauchbares Blatt auf!“ Am meisten hat er gegen die moderne Art, die Kunst zu pflegen, und gegen den Kultus, der mit ihr getrieben wird, auf dem Herzen. Er führt uns in die Kunstausstellungen und zeigt das gedankenlose Anschauen der Menge, das hochmütige Absprechen und dünnkelhafte Auftreten der Kunstreferenten, die absolute Nutzlosigkeit solcher massenhaften Bildermärkte für die meisten Künstler. „Was nützen sie dem Publikum? Gerade seine übeln Gewohnheiten gegenüber den Erzeugnissen der Kunst und seine verkehrten Vorstellungen von ihr befördern sie. Wer verfügt über so viel Ausdauer und Genußfähigkeit, auch nur einen Teil der vielen hundert in Gegenstand und Behandlung verschiedenartigsten Kunstwerke in Ruhe zu betrachten und auf sich würdig wirken zu lassen, die da dicht nebeneinander zu sehen sind! Also ist's der flüchtige Sinnenreiz, das Bedürfnis nach Abwechslung und Beschäftigung der Unterhaltung, das reflektierende Herüber- und Hinübervergleichen, im besten Falle eine Erregung des Gemüths um nichts, ohne Weihe und Möglichkeit der Nachwirkung, was da gesucht und geboten wird.“ Und die Folge dieser Ausstellungen? Es ist die, daß die Kunst, um die Aufmerksamkeit der Menge auf sich zu lenken, zu der Darstellung der trivialsten Vorgänge greift, welche dieser am nächsten liegen: „die Wirklichkeit aber, unsre geselligen Zustände naiv, mit reiner Hingabe und ohne Einmischung eigener Reflexion aufzufassen, dazu sind moderne Maler ebenso wenig und ebenso selten in stande wie — moderne Dichter.“ Überhaupt erwarte man heutzutage von der Kunst einen Ersatz für die verloren gegangene Welt der Ideale und spreche ihr eine Kulturaufgabe zu, für die sie garnicht befähigt sei. Das Umgekehrte sei wahr: wenn Ideale schon existiren, so erzeugen sie selbst eine Blüte der Kunst. „Statt die Künste für sich großziehen zu wollen, um dann als mit einem schattenden und schmückenden Kranze die Stirn der Nation damit zu zieren, wär's nicht besser, umgekehrt das allen Menschen ursprünglich innewohnende Bedürfnis nach Kunst und ihre Empfänglichkeit für sie in der Nation zu wecken und zu pflegen, und dafür zu sorgen, daß auf dem Acker des Herzens die Drachensaat ungebändigter Lüste weniger in Samen schießt, und statt dessen das reinigende, leuchtende und wärmende Feuer edler Begeisterung auf den leider so vielfach umgestürzten Altären in den Gemüthern wieder anzublasen? Ist nur erst das Leben da für die Kunst, dann wird's auch an der Kunst fürs Leben nicht fehlen.“ In der Antike und im Mittelalter „wußte man nichts von Prachtbauten für die Kunst; man kannte

den modernen Kultus der Kunst garnicht, der sie einerseits überschätzt, als könnte von ihr (hätte man sie nur erst groß gezogen) eine erneuernde Wirkung auf das Leben ausgehen, und anderseits sie herabwürdigt zur Dienerin des Luxus, zum Zeitvertreib für müßige und überfättigte Leute, zum Forschungsobjekt gelehrter Geschmäcker; sondern von der Macht volkstümlicher und religiöser Ideen ward sie hervorgetrieben, in ihnen hafteten die Wurzeln ihrer Kraft, und so erwuchs sie zu herrlichem Leben.“ Der „einsame Kunstfreund“ kommt zu dem Schluß: „Wie wenn man, statt Luxusbauten für Bilder und Skulpturen aufzuführen, umgekehrt auf Staatskosten die Maler und Bildhauer für Gebäude arbeiten ließe, die in Dorf und Stadt überall vorhanden sind, wenn auch nicht als Museen, sondern als Kirchen, Schulen, Rathäuser, Spittel u. dergl., dann würden die Millionen, mit denen man jetzt die großen Städte, besonders die Reichshauptstadt zu wahren Paradiesvögeln mit immer neuen Kunstschätzen schmückt, die Krähenkleider so vieler Städte und Dörfer im Lande umher wenigstens mit einzelnen bunten Federn verzieren, die dann umso dankbarer und liebevoller betrachtet werden würden. Wenn dabei auf jedes herzustellende Kunstwerk kaum so viele Groschen kämen, wie jetzt Kronen auf manche für Museen und Galerien erworbne, so wäre das weder für die Kunst und die Künstler noch für die Volkstümlichkeit der Kunst von Nachteil, sondern für diese sehr wünschenswert. Denn wie alle Künste nur in lebendigem Zusammenwirken gedeihen, so lehrt Erfahrung und Geschichte, daß besonders die bildenden entarten, wenn sie vereinzelt etwas bedeuten wollen. Leere Virtuosität, Lärmen um nichts, Hinausgeraten über die Grenze ihres eigentlichen Gebietes sind ihr Schicksal, Verfall ihr Ende. Keine staatliche Veranstaltung, keine äußere Unterstützung und Gunst der Welt wird es aufhalten.“

Man wird zugeben, daß diese Bemerkungen sehr viel Wahres enthalten und die Schwächen des heutigen Kunsttreibens scharf beleuchten; wir würden uns ganz gewiß besser stehen, viel eher zu einer volkstümlichen Kunst gelangen, wenn sie zur Teilnahme am Leben des Volkes und zum Dienste desselben in dieser Weise herangezogen würde. Indes was mich an diesen Broschüren am meisten für den Autor einnahm und auch seine übrigen Schriften zu lesen veranlaßte, war die glückliche Form, in die er seine Herzenserleichterungen eingekleidet hat. Steinhausen bezeichnet sich nur als den Herausgeber derselben und giebt sie als Briefe aus, die ein Einsender von einem ganz weltabgeschieden lebenden Jugendfreunde empfangen haben will. Kilian unterschreibt sich dieser Freund. Er lebt so abgeschlossen, daß die Briefe und Zeitungen ihm nur einmal in der Woche, übrigens zu seiner vollständigen Befriedigung so selten, von der Brotträgerin übermittelt werden; die nächste Station der Sekundärbahn in seiner Provinz liegt stundenweit ab; auch der Personenpostverkehr ist eingestellt, seitdem die letzte Postkutsche mit einigen hohen Herrschaften umgeworfen hat. Man darf vermuten, daß dieser Kilian, der mit seiner wohl auserlesenen Bibliothek leb-

haften Verkehr hat, Pastor in irgendeinem stillen, nicht unromantischen Neste des deutschen Nordens sei. Steinhausen hat ihn mit so viel Biederkeit, klugem Sinne, schelmischem Humor und aufrichtigem Christentum auszustatten gewußt, daß diese „Herzenserleichterungen“ uns wie ein poetisches Werk anmuten, uns menschlich ebenso sehr für den männlich schönen Charakter, wie für seine Glossen interessiren. Dies vor allem machte mich auf die spätern Dichtungen Steinhausens neugierig.

Leider muß ich gleich vorweg sagen, daß dieser Kilian die schönste Gestalt ist, welche Steinhausen erdichtet hat, wenn sie nicht vielmehr ein — diskretes Selbstkonterfei ist. Seine eigentlichen Dichtungen bieten viel des interessanten, teilweise auch wohl gelungenen. Geistreich und reich an Bildung, ein ganzer Charakter, dessen Gedanken — was heutzutage selten ist — eine festgegründete, in treuem Glauben wurzelnde Weltanschauung bekunden: das ist Steinhausen immer und überall. Aber um als Dichter zu befriedigen, fehlt es ihm an Erfindungsgabe und sinnlicher Gestaltungskraft. Man kommt schwer zur Anschauung seiner Menschen, wenn nicht gar der Autor sich selbst durch die Maske seiner Figur verrät.

Seltam und bemerkenswert ist es jedenfalls, daß Steinhausen mit eben jener Dichtungsart begonnen hat, die er selbst mit so vielen treffenden Gründen hierauf bekämpfte, nämlich mit der ganz im archaisirischen Stile gehaltenen „Irmela, eine Geschichte aus alter Zeit“ (Leipzig, Böhme, 8. Auflage 1885). Der Cisterzienser-Mönch Diether erzählt zwei jungen Freunden seine Lebensgeschichte. Wie er dies thut: der schlichte, bescheidne Ton, die immer durchbrechende fromme Gesinnung, die in zahlreichen Wendungen der alten Zeit (vierzehntes Jahrhundert) angepaßte Sprache, die epische Ruhe und Stetigkeit, das ist ganz anmutig und wohlthuend. Es ist alles gedämpft und ohne Effekthascherei, sodaß der Charakter des in seine Jugend zurückblickenden Greises wohlgeahrt bleibt. Diether ist schon als Kind dem Kloster geweiht worden. Sein Vater hatte den Bruder der eignen Gattin erstochen, in dem Augenblicke, als er sie jenem entführte, und diese erfuhr es zwar spät, doch früh genug, um sich in raschem Haß von dem geliebten Manne zu trennen, den Knaben der Kirche zu weihen und selbst ins Kloster zu gehen. Der Vater, Graf Bruno, wurde Einsiedler. Als Diether unter der wohlwollenden Leitung seines Abtes in Maulbronn heranwuchs, entdeckte man bald sein Talent für die Malerkunst, und bevor er noch die Weihen empfangen hatte, schickte ihn der Abt nach dem nahen Speier, wo er mit Genehmigung des Bischofs neuerworbene merkwürdige Kirchengemälde italienischer Meister kopiren sollte. Aber Diether, des Weges unkundig, geriet in die Irre, und damit begann seine Läuterungsgeschichte, die mit dem freiwilligen und doch schmerzvollen Entschlusse endete, der Welt zu entsagen und Mönch zu werden. Zuerst traf er auf den Einsiedler Brun, der ihm gute Lehren auf die Weiterreise gab. Dann gesellten sich zwei lustige Grenzboten I. 1886.

Gesellen: ein Sänger, Tanchauser, und ein „Schüler der weißen Magie,“ Klingsohr, zu ihm. Sie brachten ihn in Gefahr, von den Stadtknechten, die sie wegen fecker Streiche verfolgten, aufgegriffen zu werden, wovon ihn der vorbeireitende Graf Elzeburg bewahrte. Da Diether aber von Tanchauser um seine Kutte geprellt wurde, dafür aber die Sacke des fahrenden Gesellen erhalten hat, wird er vom Grafen trotz aller Widerrede für einen Sänger angesehen und auf dem Schlosse Elzeburg als Gefangener dazu gezwungen, die schöne Irmela, des Burgherrn Nichte, im Gefange zu unterrichten. Sehr zart und hübsch wird nun das Zusammenleben der beiden geschildert, die sich natürlich ineinander verlieben. Endlich gelingt es Diethern, zu entfliehen und ins Kloster zurückzukehren, wo er zu allgemeiner Zufriedenheit Irmela als *virgo immaculata* auf die Kirchenwand malt. Unglücklicherweise ist er später bei dem großen Verlobungsfeste des Mädchens mit einem mächtigen Ritter zugegen. Er gewinnt den Preis im ausgerufenen Wettlingen, verrät sich aber als Mönch, kommt in Händel, wird ins Gefängnis gebracht, woraus ihn sein Vater, der Einsiedler Brun, nach vielen Bemühungen endlich rettet. Diether ist nun Ritter geworden und will Irmela heiraten. Aber seine Wünsche sind vergeblich; sie wird von ihm ferngehalten, und nach allerlei Abenteuern erfährt er, daß er sie mit Unrecht der Treulosigkeit verdächtigt hat. Nachdem Irmela aus Gram darüber, zu verhater Ehe gezwungen zu werden, noch als Jungfrau gestorben und auf eignen Wunsch im Maulbronner Klostergarten beigesetzt worden ist, kehrt Diether von seiner Irrfahrt durch die böse Welt für immer in die stille Klosterzelle zurück.

Man sieht: durch besondere Originalität zeichnet sich diese Handlung nicht aus. Die Erfahrungen, durch welche Diether von seiner Weltlust geheilt und reinig in den Schoß des Ordens zurückgebracht werden soll, sind recht harmloser Art; eines Mädchens wegen an der Welt verzweifeln, ist doch etwas zu sentimental, nicht minder Irmelas Tod. Aber viele Einzelheiten sind sehr hübsch, besonders die humoristischen Gestalten der fahrenden Gesellen, welche immer einen Reim zur Hand haben und die treibenden Geister der Handlung sind. „Irmela“ mutet uns an wie eine für das christliche Haus berechnete Erzählung; namentlich als Liebling der reisern Jugend dürfte sie ihre acht Auflagen in so kurzer Zeit erlebt haben.

In den folgenden Produktionen hat Steinhausen den Stil der „Irmela“ ganz verlassen, und offenbar strebt er selbst immer mehr dahin, das zu erreichen, was er als die eigentliche Aufgabe der Kunst und Poesie bezeichnet hat: „unfrei eigne Wirklichkeit naiv, mit reiner Hingabe, ohne Einmischung eigener Reflexion aufzufassen.“ Gelingen ist ihm dies freilich noch nicht; aber interessant sind seine Stationen auf dem Wege zu diesem Ziele.

In der Novelle „Gevatter Tod. Ein Weihnachtsabenteuer, auch nach Neujahr zu lesen“ sehen wir Steinhausens Übergang von der Romantik zum

Realismus. In dieser Geschichte hat er seine stärkste poetische Wirkung erreicht: hier reißt er den Leser wirklich mit fort, erfüllt seine Phantasie mit den ergreifendsten Bildern, rührt, erschüttert und erschreckt in einem Maße, wie es ihm sonst nicht wieder gelungen ist. Freilich, der Schluß will mir nicht recht gefallen; es ist derselbe Fehler des nutzlos rationalistischen Auflörens phantastischer Erscheinungen, der auch der Dichtung Baumbachs anhaftet. Steinhausens Erfindung ist ganz einfach. Michel-Better sucht zum dreizehnten Kinde, welches ihm seine tapfere Dörth beschert hat, einen Paten und findet ihn nicht. Das Dorf ist sehr klein, Patenschaft ist immer mit Kosten verbunden, und Michel-Better, der sich durch die Erfüllung der überflüssigsten Dienste, als da sind die eines Hochzeit- oder Leichenbitters, eines Messners und dergleichen sein Brot verdient, muß auch allerlei unangenehme Dinge wegen seines überreichen Kindersegens anhören. Den Beinamen „Better“ zum Taufnamen hat er von den Spöttern erhalten, die sich über sein Weib lustig machten, welches immer von einem weit entfernten reichen Better fabelte und, obgleich ihr Leben lang nie von ihm unterstützt, doch stolz auf die Verwandtschaft ist. Dies alles wird in jean-paulistischer Weise erzählt, und es werden die verschiedenen Versuche Michels geschildert, einen Paten zu finden. Dabei tritt der gutmütige Charakter und der leichte Sinn des armen Teufels zutage, und schließlich begleiten wir ihn in der stürmischen Christnacht auf dem Heimwege von seinen nutzlosen Versuchen, einem Wege, der ihn um Mitternacht am Rabenstein vorbeiführt. Da fällt ihm das Märchen vom Gevatter Tod ein, der einem gleich armen Manne in ähnlicher Lage Gevatterdienste geleistet hat. Und richtig: kaum denkt Michel an ihn, so kommt der Tod auch auf feueratmenden Hufe einhergejagt und verspricht dem Erschrockenen, am nächsten Tage bestimmt zur Stelle zu sein. Halb erfreut, halb mit Grauen erfüllt, kehrt Michel nach Hause zurück. Während die Kinder alle mit der Mutter schlummern, pußt er den Christbaum auf. Dabei kommt es ihm wieder so vor, als wenn an sein Fenster geklopft würde und der Tod ihn zu einer kleinen Zwiesprach einläde. Ins Zimmer, zu den Kindern mag ihn Michel nicht lassen, er läßt sich lieber in den Mantel des Senfmannes hüllen und von ihm auf den Kirchhof, in die Totenkammer entführen, wo sie sich über Tod und Leben besprechen. Dann führt ihn der Tod in die bekannte Höhle, welche die Lebenslämpchen der Menschen enthält, und der großmütige Pate will durch die Ergänzung eines Lämpchens durch das Öl eines andern dem Kinde Michels ein langes Leben sichern. Darob ist dieser so erschüttert, daß er ihm flehentlichst zu Füßen fällt, mit der Bitte, sein Glück nicht durch die Zerstörung eines fremden zu gründen. Über dem ironischen Gelächter des Todes erwacht Michel, findet sich eingeschlafen am Tische, neben sich sein Weib, das ihm glückstrahlend den reichen Better zeigt, der endlich gekommen ist und die Patenschaft des dreizehnten Kindes übernehmen will. Und wir müssen schließlich erfahren, daß Michel am Rabensteine nicht bloß geträumt, sondern in

Wahrheit von einem vorbeijagenden Reiter das Versprechen erhalten hat, Pate seines Kindes zu sein, daß dieser Reiter die Einbildung des einsam Dastehenden im Scherz bestärkt habe, indem er sich für den Tod ausgab, und daß es der reiche Better selbst war, der nun die armen Leute von allen Sorgen durch sein vieles Geld befreien wird.

Von den zwei andern Novellen desselben Bandes: „Im Armenhause“ und „Mr. Bob Jenkins' Abenteuer“ ist weniger Erfreuliches zu sagen. In der erstern Geschichte versucht sich Steinhausen in der realistischen Darstellung eines Bildes nach dem Leben: der Armut, des Lasters und des Glends. Aber er vermag dafür ebensowenig zu interessieren, wie für den Prahlhans und schlechten Kerl Bob Jenkins. Die Vorgänge sind gar zu unbedeutend, und die jean-paulisch sprunghafte Manier der letzten, umfangreichsten Geschichte ist auch nicht nach meinem Geschmack. Wenn Jean Paul durch Einschachtelungen, Zwischensätze, Zuthaten, Nachträge den Gang der Handlung unterbrach, so wußte er doch durch eine unendliche Fülle von Gedanken und Betrachtungen den ärgerlich gewordenen Leser zu entschädigen, neu zu fesseln und zu verfühnen. Nur solch eine Fülle des Geistes, die sich in der Mittelteiligkeit nie genug thun kann, rechtfertigt oder vielmehr entschuldigt Jean Pauls Manier. Steinhausens humoristischer Übermut kann auf solchen Hintergrund nicht hinweisen, und den Schaden trägt er doch selbst.

Gelungener wiederum ist die im gleichen Tone gehaltene kleine Novelle „Markus Zeisleins großer Tag“ (Barmen, Klein). Hier bewegt sich Steinhausen in den humoristischen Kontrasten äußerlicher Niedrigkeit, aber seelischen Adels, materieller Armut und Ohnmacht, aber gemüthlichen Reichthums und Stärke im Dulden, Gegensätzen, in denen die Menschlein seines kleinen, armen Städtchens schlecht und recht ihr Tröpfchen Leben genießen, ergeben in den Willen Gottes. Man erinnert sich bei dem Schicksal Maler Zeisleins unwillkürlich an „Pfisters Mühle.“ Wie dort der gute Vater Pfister durch eine neumodische Zuckerrübenfabrik, die ihm sein quellreines Mühlwasser verstäktert, in seiner Existenz geschädigt wird, so verliert Zeislein durch einen ähnlichen Fortschritt der Zeit seine Kundschaft. Die neuerfundnen Metallbuchstaben, die jeder beliebige einsetzen kann, machen des guten Zeislein Kunst, nach altehrwürdiger Sitte Buchstaben mit den entsprechenden Emblemen der Gewerke zu malen, beinahe überflüssig. Raabe hat seinen Gedanken jedoch künstlerischer ausgestaltet als Steinhausen den seinigen. Zeislein gelingt es schließlich, sich doch als Maler einer Turnersfahne für die Gymnastasten auszuzeichnen und als Galeriedirektor (eine echt Steinhausensche Ironie) unterzukommen. Die gemüthvollste Figur der Novelle ist Zeisleins frommes Mütterchen, eine arme Waschfrau, die aber im Gefangbuch so gut zu Hause ist, daß sie in allen Nöten und in allen Freuden des Daseins die innigsten Sprüchlein zur Verfügung hat. Das muß man sagen: wenn Steinhausen Verse zitiert, so verrät er immer guten Geschmack.

Sein neuestes Werk sind die nunmehr auch schon in vierter Auflage vorliegenden „Szenen aus dem Schattenspiele des Lebens“: Der Korrektor (Leipzig, Lehmann, 1885). Sie sind „Seiner Erzellenz dem General-Feldmarschall Herrn Grafen von Moltke“ gewidmet. Steinhausens Ironie richtet sich am liebsten gegen die moderne Wissenschaftlichkeit, mit der allerdings zuweilen viel Scholastik und Anmaßung verbunden ist. So hat er in seinen „Herzenserleichterungen“ einen Kunstforscher und Konservator alter Kunstdenkmäler ironisch gezeichnet und namentlich Seitenhiebe gegen die Physiologie und Psychophysik eingeflochten. Im „Korrektor“ hat er nun diese seine Opposition gegen die Anmaßungen des Materialismus zum Kern sein Werkes gemacht. Damit hat er zugleich mitten ins „aktuellste“ Leben gegriffen, in einen Gegensatz, der die ganze Gegenwart beschäftigt und auch schon vielfach von andern Romandichtern behandelt worden ist. Aber während Steinhausens Stilverwandter Wilhelm Raabe, auch ein Idealist, mit freiem Humor dem durch seine nicht abzuleugnenden Erfolge allzu selbstbewußt dastehenden Manne der Naturwissenschaft (dem Dr. Asche in „Pfisters Mühle“ z. B.) gegenübersteht, den deutschen Idealismus selbst im theoretischen Materialisten wiedererkennt, keineswegs an ihm verzweifelt und den Leser dadurch mit der Zuversicht in die Gesundheit des deutschen Geistes erfüllt, hat Steinhausen dem gegenüber allen Humor verloren, und es ist ihm eine zornige Satire auf die materialistischen Welträtsellöser à la Max Nordau aus der Feder gekommen. Auch Wilhelm Jordan hat (in den „Sebalbs“) diesen Gegensatz von alter Gläubigkeit und neuer Wissenschaftlichkeit ergriffen, dabei religionsstifterisch eine wenig glückliche Verquickung religiöser Tradition mit darwinistischen Ideen versucht, wobei ihm nur das Unglück begegnet ist, den Kern des religiösen Bedürfnisses zu verfehlen, welches an den Fortschritten der die äußere Natur beherrschenden Wissenschaft noch immer keine persönliche individuelle Befriedigung, keine innere Läuterung findet keinen Trost für das in den Bedrängnissen des Gewissens schwebende Gemüt. Steinhausen ist viel zu strenggläubig, um wie Jordan zu paktieren, und viel zu einsichtig als philosophischer Kopf, um nicht die Schwächen seiner Gegenpartei zu erkennen. Die Ironie, mit welcher er der „souveränen“ Wissenschaft begegnet, ist demnach sehr berechtigt, insofern als sie eben nur die modernen Scholastiker trifft, auf die sie gemünzt ist. Wie wahr ist's, wenn er sagt: „Der Glaube stört eure Forschung nicht, aber er kann auch nicht von ihr entrechtet werden, noch bedarf er ihrer Unterstützung“: das haben sogar schon viele Akademiker gesagt. Und weiter: „Keine Untersuchung, keine Erklärung der seienden Welt wird den Weg zur sein sollenden finden; aber ist diese darum weniger gewiß, weil sie mit Schlüsseln nicht nachgewiesen werden kann? Gewiesen wird sie von den ewigen Bedürfnissen des Gemüts, von den Forderungen des Gewissens, von der Unverrückbarkeit des sittlichen Gebots, das als heiliges der Wille anerkennen muß, auch wenn er ihm widerspricht. Wie wollt und könnt ihr die Giltigkeit dieser Ideen leugnen nur darum,

weil ihr zum Nachweis der Gesetzmäßigkeit in allem Geschehen ihrer nicht braucht? Die Bedeutung eines Buchstabens ist nicht erkannt mit der Gesetzmäßigkeit der Muskelbewegung in den Fingern, die ihn schreiben; der Sinn eines Wortes nicht erschlossen mit der Erkenntnis der Sprachwerkzeuge und ihrer Thätigkeiten, durch die es hervorgebracht wird. Aber dem verstehenden Geiste ist Sinn und Bedeutung von Anfang an klar. So mögt ihr, wie ihr euch schmeichelt, endlich dahin gelangen, aus einer Formel alles Geschehene der daseienden Welt abzuleiten; damit seid ihr ihrem Verständnis noch keinen Schritt näher gekommen, und kein rechtmäßiger Schluß eurer Wissenschaft, sondern ein Entschluß eures Gewissens entscheidet darüber, ob ihr im Unglauben (der auch ein verzerrter Glaube ist) allen Sinn der Welt leugnen und verzweifeln, oder ihr denjenigen andichten wollt, den euch des Herzens Dünkel empfiehlt. Wir aber warten nicht, um unsre Stellung zu nehmen, auf das Ergebnis eurer Forschung, sind auch nicht in Sorge darum; uns hat die Welt einen Sinn, das Schicksal und das Menschenleben auch, einen unergründlichen, beseligenden. Ihn auszudrücken ist alles geschaffen, und endlich wird er rein und unentstellt hervorleuchten: das hoffen wir, und darum glauben wir an Gott." Mit dieser Auslassung vertritt Steinhausen im Grunde nur den kantischen Standpunkt, und damit stimmt auch Voges' Philosophie, gewiß die mit den Resultaten der Naturwissenschaften vertrauteste, überein.

Aber eben darum, weil der Autor in seinem „Schattenspiel“ einen so großen und wissenschaftlich unanfechtbaren Standpunkt einnimmt, machen sich die poetischen Schwächen desselben umso fühlbarer. Es ziemt dem vornehmen Denker, auch vornehm als Mensch zu sein. Indem aber Steinhausen in den zwei Gestalten, welche die entgegengesetzten theoretischen Ideen vertreten, keine realen Menschen, sondern sozusagen einen Engel und einen Teufel gegenüberstellte, auf das Haupt des armen Korrektors Ludwig Zirbel alles erdenkliche Licht, auf das des Doktors Sälten alle möglichen Schlechtigkeiten vereinigte, verdarb er es mit dem Geiste der Poesie, welche immer hinter den Theoremen die Menschlichkeit, hinter den Doktrinen die Charaktere sucht. Schließlich hat sich Steinhausen noch den grimmigen Scherz gemacht, den Atheisten zu Kreuze kriechen zu lassen, zum Gebet niederzudrücken. Damit ist er jedoch in das alte, längst verlassene Geleise der Tendenzpoesie hineingeraten, worunter die zahlreichen hübschen Szenen, die mitlaufen, notwendig leiden mußten.

Die Handlung ist auch diesmal ganz einfach. Korrektor Zirbel und der Medicinac Doktor Sälten waren einst Jugendfreunde, bis entgegengesetzte Anschauungen sie auseinanderbrachten: Zirbel, Philologe und Philosoph, auch dichterisch angelegt, verblieb in Armut, Sälten wußte sich durch seine materialistischen Schriften und weltmännische Manieren reich zu machen, nachdem er ein Mädchen, welches auch Zirbel geliebt, verführt und mit dem Kinde sitzen gelassen hatte. Zirbel rettet beide, als die verzweifelte Mutter ins Wasser springt, holt sich

aber selbst dabei den Tod; Sälten, der in demselben Hause wohnt, wird als Arzt zu ihm geholt und wird beim Anblicke des Unglücklichen mürbe. Außerdem hat Zirbel die Korrektur von Sälten's neuestem Werke in der Hand und versieht sie mit Randglossen, indes der gemeinsame Verleger beider Zirbels Werk, eine Verteidigung des Idealismus und des Glaubens, dem Doktor Sälten im Manuskript zur Beurteilung giebt. Aber erst nach Zirbels Tode wird es publizirt. Steinhausen hat auch hier einige treffende Satiren auf unsre literarischen Zustände eingewebt.

Damit wäre unsre Übersicht über die bisherigen Schriften Steinhausens beendet. Gewiß wird seine beschauliche Zurückgezogenheit noch manches zeitigen. Am willkommensten aber wären uns neue ausgiebige „Herzenserleichterungen“ seines grundgescheiten und humorvoll gemütsinnigen Einsiedlers Kilian.

Innsbruck.

Moritz Necker.



Konservatorien und Künstlerproletariat.



us dem Nachlaß der Frau Johanna Kinkel geborene Mockel veröffentlichte das Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“ vor einigen Wochen einen Aufsatz „Hausfrau und Künstlerin,“ der wie ein Nachhall aus Märchenzeiten erklang und wirkte und von Zuständen und Verhältnissen erzählte, welche in einem wunderlichen und — alles wohl erwogen — glücklichen Gegensatz zur Gegenwart standen. Die 1858 in London verstorbene erste Gattin des Dichters Gottfried Kinkel war bekanntlich nicht nur eine geistvolle Schriftstellerin, deren mit dem Gatten gemeinsam verfaßte Erzählungen und deren Roman „Hans Ibeles“ weit über die gewöhnliche Frauenbellettristik hinausragten, sondern auch und vor allem eine vorzügliche Musikerin. Von ihren größern und kleinern Kompositionen ist die „Vogelkantate“ noch unvergessen, ihre Operette „Otto der Schütz“ hat in den vierziger Jahren große Teilnahme erregt, ihre Briefe an eine Freundin über Klavierunterricht (1852) sind ein bleibendes Zeugnis dafür, wie ernst die mannichfach geprüfte und bewährte Frau ihren Beruf als Musiklehrerin nahm. Niemand, der sich an das Leben und Wirken von Johanna Kinkel erinnert (noch leben zahlreiche ihrer Schülerinnen), wird je zu dem Eindrucke kommen, daß es sich hier um ein verfehltes oder unfertig gebliebenes Streben gehandelt habe. Vielmehr darf man sagen, daß es ihr in seltner Weise gelungen sei, das ihr innewohnende Talent zur Geltung und tüchtigen Verwertung zu bringen. Gleich-